

Monatsschrift für das deutsche Geistesleben

Inhaltsverzeichnis
für das 2. Halbjahr
1939

Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg

Der Vergessene

Eine Ehrenrettung für Gottfried August Bürger

In der Geschichte des geistigen Schaffens gibt es nicht wenige Vorurteile und Fehlurteile der jeweiligen Mitwelt, die von der Nachwelt niemals revidiert wurden. Der Stempel, den die Zeitgenossen aus der Blickenge täuschender Nähe oder auch auf Grund durchsichtiger Motive einer überragenden Erscheinung aufprägten, bleibt auf ihrer Gestalt, ihrem Werk, ihrem Namen haften und vererbt sich fort. Was eine gute Weile gegolten hat, wird später nicht ernstlich nachgeprüft; man nimmt es wie eine natürliche Tatsache hin, wie ein unumstößliches Gesetz. Auf solche Weise erhielt sich über hundert Jahre lang das Bild des „krankhaften“ Kleist oder des „romantischen Pessimisten“ Schopenhauer. Der Fall Kleist wurde in jüngster Zeit revidiert, nachdem auch früher schon das Licht seines Genius durch die Wolken allgemeiner Borniertheit hindurch wenigen Kennern und Urteilsfähigen immer wieder aufgeleuchtet war. Schopenhauer indessen wird heute noch genau so ignoriert wie zu Lebzeiten. Das hat freilich seine begreifliche Ursache darin, daß dieser kompromißloseste aller Denker und unbestechlichste aller philosophischen Geister als e i n z i g e r (nächst Kant) sich gerade durchaus keiner Eingliederung in irgendeine Epoche fügt und daß er dank diesen überragenden Eigenschaften in Ewigkeit verhaßt sein wird allen, die es für möglich halten, die Wahrheit zu suchen auf begrifflich bereits festgelegten, vorgeschriebenen Wegen, welche zu einem ebenfalls vorher bestimmten Ziele führen, das, angesichts seiner Vorherbestimmtheit eben, noch „suchen“ zu wollen, ein bloßes Spiel bedeutet. Aber dieses Tun hat in gewissem Sinne seine auferbauliche Seite, und somit dürfte der Fall Schopenhauer schwerlich bald einmal als revisionsbedürftig empfunden werden, zumal es leichter und lohnender scheinen mag, den Unbequemen mit dem bequemen Schlagwort „Pessimismus“ (wie greulich mißverstanden, doppelt greulich in Bezugsetzung zur depressiven Mentalität politischer Ohnmachtszeiten!) zu erschlagen.

Wir möchten nun aber einen weiteren, einen dritten (sozusagen harmloseren) Fall zur Prüfung vorschlagen. Er betrifft den Dichter **G o t t f r i e d A u g u s t B ü r g e r**. Was weiß „man“ heute von ihm? Ein deutscher Schauspieler, der (vor zwei Jahren etwa) in die Lage kam, das schöne Pfiffrnersche Huldigungs-sonett auf Bürger rezitieren zu müssen, wußte nicht einmal den Namen; der mußte ihm noch beim Aussagen auf der Bühne abermals souffliert werden. Diesem schönen und beredten Zeugnis sprachkünstlerischer Fachbildung entspricht das andere Symptom: daß Bürgers Gedichte nur noch antiquarisch im Handel zu haben sind, am ehesten noch bei fliegenden Straßenhändlern unter vergriffenen Curiosis; selbst die Reclam-Ausgabe gibt es nicht mehr neu. Und endlich spricht es von erhebender Ehrfurcht, wenn die Stadt Göttingen, die in zahllosen Gedenktafeln an den Häusern genaueste Nachweise über das verschwundene Dasein sämtlicher nur einigermaßen honyetter

Professoren Auskunft gibt, ein falsches Gebäude als Bürger's Sterbehaus bezeichnete (das richtige stand im Garten dahinter und existiert nicht mehr) und das (allerdings nur mutmaßliche, aber doch durch einen Urnenstein mit falsch geschriebener Geburtsortsangabe verzierte) Grab auf dem alten Friedhof vor dem Weender Tore heillos verkommen läßt — wie auch das wenige Schritte davon entfernte Grab des genialen Lichtenberg. Das alles mögen Nebensächlichkeiten sein, aber sie reden um so deutlicher, als man doch gerade heute sehr großzügig in der Ruhmespflege geworden ist.

Ja, und was weiß man also noch so von Bürger, da, wo man sich wunderbarerweise seines Namens noch dunkel entsinnt? Nun, ungefähr dies: daß er ein paar Balladen gedichtet hat, die man im bürgerlichen Zeitalter noch auf der Schule lesen, ganz früher gar lernen mußte; daß er ein Amtmann war, der seine Geschäfte schlecht verwaltete, obendrein ein haltloser Erotiker mit unmoralischem Lebenswandel, dem es recht geschah, daß er sich selbst überlebte; eine typische Erscheinung der sentimentalen Epoche, ein Empfindsamkeitsdichter mit grobem Einschlag, in keiner Hinsicht heranreichend an die Geisteshöhe der Weimarer Dioskuren.

Wir wollen uns hier nicht damit befassen, das m e n s c h l i c h e Persönlichkeitsbild Bürger's eingehender zu berichtigen. Bezeichnend ist nur, daß sich in der biographischen Überlieferung fast einzig das Zerrbild erhalten hat, das der seinerzeitige Göttinger Spießbürgerklatsch von dem Dichter und seinen tragischen Lebensumständen entwarf und zu dessen Erhärtung dann noch lieblos-hochmütige Abfertigungen wie diejenige von Seiten Goethes (die Herder in sympathischerer, menschlicherer Formulierung bestätigte) hinzugezogen werden. Dagegen wurde das warmherzige Lebensbild von des Freundes Althof Hand als Schönfärbung abgetan, und wurde als unwesentlich betrachtet, daß einst die E l i t e der Göttinger Geisteswelt es war, die ungeachtet der genauen Kenntnis seiner tatsächlichen Schwächen doch die wirkliche Tragik seines Schicksals erkannte und bis zum Ende auch den M e n s c h e n Bürger hochhielt. Kein Hauch von Mißachtung liegt in dem innigen Nachruf, den der verstandeskühle Skeptiker und Spötter Lichtenberg dem Dichter in seinem Tagebuche widmete: „So eben, drei Viertel auf sieben, wird Bürger auf den Kirchhof gefahren. Ich schreibe dieses noch unter Tränen, die mir der Tod dieses armen, guten, aber leichtsinnigen Mannes ausgepreßt hat. Das Schwanken des Sarges, als der Wagen in den Kirchhof hinein wollte, war mir unwiderstehlich; ich weinte laut und danke Gott für dieses Gefühl. Ruhe sanft, armer, guter Mann!*"

*

Von Bürger's d i c h t e r i s c h e r Bedeutung soll hier die Rede sein. Daß es mit der Einengung seines Werkes und Wertes auf epochale Bedingtheit

* Die einzige umfangreiche Biographie, die eine erschöpfende und gerechte, auf ernster Quellenauswertung beruhende Darstellung des menschlichen Charakters Bürger's sowohl hinsichtlich seiner Amtsführung wie seiner angeblich so „haltlosen“ Erotik und seiner unausgeführten dichterischen Pläne enthält, ist die von Ernst Conzentiuss. — Nicht heftig genug kann professiert werden gegen sensationell ausgemalte „Tatsachenberichte“ voll falscher Angaben und frei erfundener Knalleffekte, wie deren einer kürzlich in einem viel gelesenen Berliner Unterhaltungsblättchen oberflächlichster Art zu lesen war. Aber auch so etwas gehört zu den Folgen der entstellenden Überlieferung.

einen Haken haben muß, darüber sollte uns das Urteil eines jedem Überschwang so abholden Geistes wie Schopenhauer doch nachdenken lassen; der nämlich nennt Bürger ein „ächt^{es} Dichtergenie, dem vielleicht die erste Stelle nach Goethe unter den Deutschen Dichtern gebührt, da, gegen seine Balladengehalten, die Schillerschen kalt und gemacht erscheinen . . .“ Wer sich von traditionellen Wertsetzungen zu befreien vermag und, keiner anderen Autorität als der des unmittelbaren Eindrucks vertrauend, die hier verglichenen Dichtungen Bürgers und Schillers nebeneinander auf sich wirken läßt, der wird nicht umhin können, den Ernst und die Wahrheit des Schopenhauerschen Satzes zu bestätigen. Bei Schiller steht immer das Gedankliche, die philosophische oder moralische (also außerkünstlerische) Idee im Vordergrund; die künstlerischen Mittel sind der von der „Idee“ vorgezeichneten Absicht untergeordnet; sie lassen dieses „Absichtliche“ auf Schritt und Tritt erkennen, so daß das eigentlich „Dichterische“ (das heißt: Vorstellung, Darstellung und sprachlicher Ausdruck) sekundär erscheint, indirekt, abstrakt, „intellektuell“. Bei Bürger ist alles reine Dichtung: ungeheuer scharf gesehene Wirklichkeit steigt in greifbar plastischer Schilderung vor der Phantasie des Lesers (besser: Hörers) auf, keiner anderen Idee dienstbar, als der, die dem künstlerischen Bilde selbst immanent ist. Eine Absicht gibt es hier nicht; Zweck und Mittel sind eines; die Vision wird unmittelbar zum zeugerischen Wort, zur suggestiven Sprache. Bürgers Ballade ist in solchem Grade reinere Dichtkunst als Schillers, in welchem eine klassische Symphonie reinere Tonkunst ist als ein Stück Programmmusik. Das gleiche Verhältnis ergibt aber, über die Balladen hinaus, auch die Gegenüberstellung der lyrischen Dichtungen Bürgers und Schillers. Schiller „redet“, Bürger „bildet“; beides im direktesten Sinne verstanden.

Es ist kein Zufall, daß das historische Fehlurteil, welches sich bis in unsere Tage zum Schaden der unbefangenen Einsicht in den hohen künstlerischen Wert, ja, die überragende, beispielhafte Bedeutung der Bürgerschen Dichtung auswirken konnte, seinen Ursprung in der vernichtenden Kritik hat, die Schiller (als dankbaren Fußtritt auf eine Widmung voll rührender Verehrung) unserem Dichter angedeihen ließ. Diese Kritik ist außerordentlich bezeichnend und aufschlußreich. Den Eindruck, den Bürgers Person auf ihn machte, faßte Schiller einmal brieflich dahin zusammen, daß er ihn einen „graden, guten Menschen“ nannte, der „nichts Auszeichnendes in seinem Außern“ habe; der Charakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrsche, meinte er, verleugne sich auch nicht in seinem persönlichen Umgang; hier wie dort verliere er sich zuweilen in das Platte. „Nichts Auszeichnendes“; das bedeutet: Bürger gab sich schlicht und natürlich, er spielte nicht — oder schon längst nicht mehr — den Himmelsstürmer der „Genieepoche“. Gerade um dessen willen war er Lichtenberg wert, der für nichts so viel Hohn bereit hatte, wie für das „Genie“-Unwesen jener Zeit (und übrigens — dies zur Berichtigung des „sentimentalen“ Bürger — für das sentimentale und pathetische Getue der damaligen „Barden“). Jener Persönlichkeitschilderung aus Schillers Feder entspricht nun ganz und gar die Kritik, die er über Bürgers Gedichte in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ abdrucken ließ. Wir müssen uns damit begnügen, die hauptsächlichsten Vorwürfe, die er dort apodiktisch erhob, in wenige Stich-

worte zusammenzufassen. Nach Schillers Meinung war Bürgers Dichtung milderer Art wegen ihres Mangels an „Idealisierkunst“ und ihrer „unpoetischen Empfindung“, ungeachtet ihrer „unnachahmlich schönen Diktion“ (!) und ungeachtet dessen, daß die meisten Gedichte „poetisch gesungen“ seien. Den schlechten Geschmack, den Schiller bei Bürger fand (als Beweis eines „nicht gereiften, nicht vollendeten Geistes“) hatte der Kritiker noch durch eine umfangreiche Liste typischer Bürgerischer Wendungen belegt, die indessen nicht mit veröffentlicht war; Wendungen und Spracheigentümlichkeiten provinzialistischer oder lautmalerischer Art, die insbesondere jene, Schillern unangenehme, „Popularität“ belegten und Entgleisungen „in das Platte“ aufzeigen sollten.

Ja, in der Tat war Bürger kein Idealisierer — sein oberstes Kunstgesetz war Lebenswahrheit und Gefühlsechtheit; in der Tat auch war Bürger unbewußt und bewußt „populär“; in der Tat bezog seine Kunst auch „das Platte“ ein — wenn wir dieses Wort verstehen im Sinne der Volksetymologie, im Sinne des stammeseigenen, bodenständigen, volkstümlichen Sprachgebrauchs. Und dieser Gesamterscheinung standen Wesen und Wollen des weltumspannenden Geistes, des dichtenden Philosophen, des absoluten Ästheteten, der Schiller außer- und oberhalb seiner stärksten künstlerischen Leistung als pathetischer Dramatiker und theatralische Gestalter aus dem Großen war, so fern, wie sich nur denken läßt. Darin, daß Schiller das, was er „das Platte“ nannte, sozusagen moralisch auffaßte oder mit dem Banalen gleichsetzte, daß überhaupt in seiner Begriffswelt „Volk“ in erster Linie eine niedere Schicht, einen geringen Stand bedeutete, darin war er durchaus noch ein Kind seines Jahrhunderts, das zwar seit Rousseau gern mit „Natur“ und Bäuerlichkeit kokettierte, doch nur unter der Voraussetzung, daß es sich dabei um „Rückkehr“, also um ein gewolltes Spiel handelte, nicht um Ursprung, um legitime Zugehörigkeit und naturgegebene Notwendigkeit. Darin aber, daß Schiller das „Idealisieren“ und Abstrahieren als *conditio sine qua non* des beglaubigten Dichtertums ansah, darin widersprachen ihm schon manche sehr beachtenswerte Geister seiner eigenen Zeit mit Wort und Tat.

Es sei hier nicht verschwiegen, daß Bürger, nachdem er Kenntnis von Schillers Urhebererschaft an der (anonym erschienenen) Kritik bekommen hatte, unbeirrt fortfuhr, in seinen Göttinger Vorlesungen seines Gegners Wert und Rang mit Ausdrücken uneingeschränkter Bewunderung zu würdigen; ja, er bereute geradezu den respektlosen Ton seiner vor dieser Kenntnis geschriebenen „Antikritik“. Ist dies ein Zeichen menschlicher Größe oder nicht?*

*

Die Stadt Göttingen und, südöstlich davon gelegen, zwei Dörfer und zwei Gehöfte — im ganzen ein Bereich von wenigen Kilometern im Quadrat, an einem guten Tage zu durchwandern: das ist der Mikrokosmos, in welchem sich, von einigen kurzen Exkursionen abgesehen, das Leben des Amtmanns und späteren Professors Bürger vom Abschluß der Studentenzeit bis zum Tode, also während seiner besten und seiner schlimmsten Jahre abspielte. In der freundlichen Landschaft kann man noch heute das Weben jener idyllischen,

* Eine schöne Rechtfertigung seines künstlerischen Wesens aber gab er der Mit- und Nachwelt in dem geistvollen allegorischen Gedicht „Der Vogel Urselfst“ (Urselfst = Original!).

bisweilen doch auch verhalten-phantastischen Naturstimmungen nachempfinden, aus denen Bürger's ganzes dichterisches Fühlen und Gestalten entspringen ist, aber auch seine drängende Herzenswärme, die Unruhe seines Blutes, die Fülle und Kraft seiner Phantasie. Es ist eine Landschaft, die genug gibt, um den Geist aufs lebhafteste anzuregen, die ihm aber genug auch hinzuzufügen und aus eigener Macht in den seelischen Raum zu bauen übrig läßt. Jedes der zwischen waldbekränzten Hügeln in dennoch unbeengter Flur hingebetteten Dörfchen könnte das Urbild der entzückenden Nach-, vielmehr Neudichtung von Bernard's „Hameau“ sein, die zum ersten Male die Mitwelt auf den neuen Dichter namens Gottfried August Bürger aufmerksam machte. Zu Füßen der Gleichen, deren einstmal's burgengekrönte Doppelkuppel die Gegend nach allen Seiten beherrscht, liegt Selliehausen, wo die düster-großartige „Lenore“ entstand, die nach des Dichters Willen nichts weniger werden sollte, als was Goethe's „Götz“ geworden war und die auch wirklich mit ähnlicher Wucht in die eben erwachende deutsche Geisteswelt einschlug wie ein plötzlich alles überblendender Blitz. Jenseits der Göttinger Straße auf halber Höhe, zu der man auf verschlungenem Felsenpfade oder über einen sanft gewölbten Rücken durch wogende Ahrenfelder gelangt, steht die kleine Domäne Niedeck. Hier knüpften sich die folgenschweren Bande mit dem Schwesternpaar Dorette und Auguste Leonhart; hier, in dem lindenumrauschten Hause, dem weitgestreckten Obst- und Blumengarten, war der Urbezirk der aufgewühlten Leidenschaften und zermürbenden Wirrnisse, die den Selig-Unseligen durch tausendfache Freuden und Leiden schließlich in die letzte, völlige Verlassenheit trieben. Abseits im schattigen, feuchten Talgrund dann Wöllmershausen, der Ort der ersten, noch nicht ernstlich bedrohten Ehejahre. Dorthin pilgerten von der Stadt aus sonntags die Bürgerleute und Studenten zu dem einfachen Bauernhause unweit der wichtigen Dorfkirche, um das bereits berühmte „Wundertier von Wöllmershausen zu begaffen“. Zurück, am Hang entlang, vorbei am bescheidenen „Regenborn“, aus dem der Dichter auf seinen anstrengenden Amtmannswegen „Lebensfülle, Kraft und Streben“ oft getrunken, durch das Lenorendorf und dann dem Fuße der Gleichen folgend führt der Weg zum Pachtgut Appenrode, wo der Dichter sich einige Jahre als praktischer Landwirt versuchte und wo die Liebeswirrungen sich endgültig zum unlöslichen Knoten verwickelten. Nach der Appenroder Zeit kam das letzte Göttinger Jahrzehnt, das dunkelste und schmachlichste. Dorette hatte sterben müssen, aber über der Verbindung mit „Gustchen“ (seiner „Molly“) schwebte Schuld; das Schicksal forderte sie pünktlich ein, im grausamsten Augenblick. Der Rest gehörte den Erinnyen.

In jener Landschaft zwischen Harz und Eichsfeld lebt ein biederer, gerader Menschenschlag, den sein südhannoversches Platt als niederdeutsch ausweist. Bürger selbst stammte vom Unterharzvorland; aber er hatte sich ganz im Göttingischen eingelebt. Er spielte nicht Dörfler, wie es die „Land“-Schwärmerei der Zeit etwa vorschrieb. Sein Dasein war und blieb im Grunde im Dörflichen verwurzelt. Das hinderte ihn nicht, sich geistig weit darüber hinaus zu erheben. Oft sehnte er sich aus der Kleinheit der Verhältnisse fort, um wirklich in der Welt zu leben, zu der er durch seinen Rang, seinen Ruhm und seine Verbindungen gehörte. Goethe befreite sich aus dem Drang der Weimarer Enge durch die Flucht nach Italien. Bürger wollte mehr als ein-

mal in die Weite fliehen; ihm fehlten die Mittel. Doch es war auch sein Schicksal, mit diesem Boden untrennbar verbunden zu sein.

Aus dem Volke, in dem und mit dem er lebte und fühlte, schöpfte Bürger sein Dichten. Den ersten Anstoß zur „Lenore“ gab ein kurzer Vers, den er im abendlichen Dorfe singen hörte. Volkspoesie war ihm der Urquell aller Poesie überhaupt. „Ich gehe jetzt im ganzen Ernst darauf aus, die alten Volkslieder zusammen zu bringen und bin beynah willens, ein Avertissement drucken zu lassen. Mein Enthusiasmus für die Volkspoesie steigt immer höher, und es ist zum Erstaunen, was sich alle aus dem Zeuge, so albern es einem auch anfangs vorkomme, herausstudieren lasse. Vor den classischen Dichtarten fängt mir bald an zu ekeln.“ Es ist ein kräftiger Gegenstrom gegen die Meinung, daß alle Kunst nur auf dem humanistischen Bildungserbe aufbauen könne. Tatsächlich hat Bürger in einzigartiger Weise eine deutsche Dichtkunst aus der Seele der deutschen Volkssprache entwickelt und zu hoher Vollendung geführt. Die Bildhaftigkeit, die Kraft, die schöpferische Potenz und die wunderbar echte Pracht seiner Sprache, rein aus der Machtvollkommenheit urfülllich deutscher Zunge, steht durchaus allein da. Bezeichnend für das Ursprunghafte seiner Balladenkunst ist eine Äußerung, die an die alte Einheit von Wort und Gesang in der volkhafte nordischen Mären- und Sagedichtung erinnert: „Ich gebe mir Mühe, das Stück („Lenore“) zur Composition zu dichten. Es sollte meine größte Belohnung seyn, wenn es recht balladenmäßig und simpel componiert, und dann wieder in den Spinnstuben gesungen werden könnte. Ich wollte, ich könnte die Melodie, die ich in der Seele habe, dem Componisten mit der Stimme angeben.“ Jede Bürgerische Ballade — deren manche die „Lenore“ nicht nur erreichen, sondern in der einen oder anderen Hinsicht noch übertreffen (wie der „Wilde Jäger“ in der Großartigkeit der Naturmalerei oder „das Lied vom braven Mann“ in der ehernen, geballten Sprachgewalt) — jede dieser Balladen hat ihre eingeborene, verborgene „Melodie“. Nach musikalischer Geseßlichkeit hat diese Melodie ihr von Strophe zu Strophe modifiziertes Tempo, ihre wechselnde „harmonische“ Untermalung, ihren variablen Rhythmus und ihr gewandeltes Lautkolorit. Diese Balladen und Lieder waren auf den lebendigen Vortrag berechnet, und die „Spinnstube“ war das Forum, das Bürger sich immer am meisten wünschte und vorstellte.

Das sprachlich Verbe, Draftische, allzu „Plastische“ aus dem Wortschatz des „Platten“ mußte bei diesem Dichter notwendig seine Rolle haben. Es ist, für jeden Unverbildeten, ein köstliches Element seiner Dichtkunst, das ihr erst den fastigen, deftigen Geruch gibt. Vergleichen „Plattheiten“ und Provinzialismen sind z. B. auch aus der Sprache Luthers oder Jakob Böhmes oder aus den ernstesten Gedichten und feinen Spruchweisheiten eines Wilhelm Busch nicht wegzudenken; und es bleibe dem puritanischen Klassizisten anheimgestellt, sich dafür zu verbürgen, daß die ungewollten Provinzialismen frankfurtischer, schwäbischer oder sächsischer Herkunft bei Goethe, Schiller oder Richard Wagner kunstgerechter seien. Welcher Zartheit indessen Bürger auch fähig war, entnehme man vielen seiner Liebesgedichte, besonders den Mollh-Liedern und den späteren Sonetten (die übrigens nicht nur bloße Rückfälle ins „Klassische“ sind). Sie sind im übrigen nicht „sentimentaler“ als etwa der „Werther“ und viel weniger sentimental als fast alle andere Lyrik jener

Epöche, zumal auch des Göttinger Hainbundes; man darf sich nicht scheuen, zu sagen: als auch Schillers. Was dabei an Bürgers unparfümierter „Erotik“ für den Salon- oder „Idealisierungs“-Geschmack zu „deutlich“, zu ungeschminkt, zu „körperlich“ wirkt, ist wiederum nur köstliche Natürlichkeit, ist ländliche Unverhohlenheit — „Erdgeruch“. Hat aber irgend jemand eine Verführung und das schicksalschürzende Keimen empfangenen Lebens poetischer, bezaubernder, bei aller Sinnlichkeit zarter dargestellt, als Bürger in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“?

Bei aller Urkümlichkeit war Bürger ein bewußt formender Wortkünstler. Lange, allzulange oft, hat er an seinen Gedichten gefeilt. Er haßte „das schäumende Geschrey der Raserey und Besoffenheit“ in der Dichtung. „Jedes Ding in der Natur hat sein Maß und Ziel; und jedes Ding, welches Maß und Ziel überschreitet, ist Mißgeburt.“ Er selbst ist solcher Überschreitung nur in wenigen Fällen schuldig geworden. Der bäuerliche Amtmann und von der Revolution begeisterte Empörer gegen Herrenwillkür und Zelotismus in jederlei Gestalt war doch ein wirklicher Aristokrat des Geistes. An der Universität Göttingen war er der erste, der — zur Freude Lichtenbergs, doch den Gestrigen zur Unlust — mit glühendem Eifer über Kant las. Im dichterischen Arbeiten war er sogar *ü b e r t r i e b e n* gewissenhaft. Die schlimmste Folge jener ebenso erbarmungslosen wie verständnislosen Schillerschen Kritik war, daß der in seinem schlichten Herzen so bescheidene, schon immer zu übertriebener Beeinflußbarkeit neigende Meister der Sprache insgeheim an sich selber zu zweifeln begann und manche Gedichte im Sinne eines glatteren, runderen, „idealistischeren“ Ausdrucks umfrisierte. So stehen sie in späteren Ausgaben*, auf die man nicht greifen soll, wenn man den echten, großen Bürger haben will.

*

Wieland, dieser wahre Freund und väterliche Förderer neidlos erkannter Begabungen (Kleist!), hat einen schärferen Blick bewiesen als Schiller. Er schrieb — bei früherem, ähnlichem Anlaß — im „Merkur“ über den „Raubgrafen“: „Was seine Art in einzelnen Stücken verschiedentlich charakterisiert, ist hier beisammen. Hohe reine Herzens-Jovialität und schauerliches magisches Gefühl, woraus ein ganz originales Mittelding entsteht. Nur wünschten wir, daß diese Romanze nach einer Abschrift, die uns ehemals vorgelesen worden, gedruckt worden wäre. Bürger hat gewiß nicht sein Herz, sondern Gefälligkeit gegen seine Freunde und deren Ideen von moralischer und poetischer Schicklichkeit, zu denen Veränderungen bewogen, die uns aufgefallen sind. Es ist unbegreiflich, wie man einem Dichter zureden mag, seine warme Komposition und treffenden Ausdruck ins Unbedeutende abzustimmen; und das bloß aus dem politisch litterarischen Mißverständnis, weil das Publikum oft gegen die Sachen zu deklamiren pflegt, die es am meisten unterhalten. Lasse man eine Seele wie Bürgers nur ungeplagt und ungemästert! So viel Genie führt Geschmack, und zwar den wahren Geschmack in gleichem Grade mit sich; so wenig das den Geschmäcklern einwill, die sich doch mit ihrem unabzustreitenden guten Einfluß über Köpfe niederer Gattung begnügen sollten.“

Walter Abendroth.

* Leider auch in der sonst so verdienstvollen von Grisebach.